

daß das einzige Geheimmittel, welches sie anwendete, um sich wohlthätigere Gesundheit, Jugend und Schönheit bis in ihr zweiunddreißigjähriges Jahr zu erhalten, Rosenwasser war. In Wahrheit verdiente ich, daß es in der ganzen Welt kein Mittel giebt, dessen fortwährender Gebrauch zum Waschen und Baden die Haut weicher und geschmeidiger, die Farbe frischer, die Poren reiner und die Schönheit vollkommener zu erhalten gegnerlicher wäre als Rosenwasser.

Darin liegt ein Wink für unsere Damen, welchen an Verwendung ihrer Schönheit gelegen ist. Kosmetikler freilich, aber, wie alle Damen wünschen, die es gebraucht, übergehend wirksam ist das Gesicht und Klugheitsmittel der Katharina von Medici, dessen Verfertigung man dem bekannten Schriftsteller O. von Corbin verdankt. Corvin, der bis in sein hohes Alter sich durch einen wunderbar schönen Teint auszeichnete, berichtet über dieses Mittel folgendermaßen: „Man bereitet es auf folgende Weise: Man thut in eine Porzellanale das Weisse von mehreren Eiern. Dazu schütte man ganz fein gepulverten Alaun, für jedes Ei etwa einen nicht zu großen Theelöffel voll, glatt geschrien. Nachdem man dies wohl gemischt hat — mit einem hölzernen oder eisernen Stößel — lege man die Schale auf eine wässrige Spiritusflamme oder auf Kohlenfeuer. Man schre fortwährend, bis das Eiweiß vollkommenlich, während der wässrige Theil verdunstet. Man laßt es indessen nicht zu hart werden. Erfahrung wird bald lehren, wenn man ansetzen muß. Diese Masse thut man in einen porzellanen Spohlflecken und reibe sie mit dem Stößel so lange, bis ein ganz feiner Dreck entsteht, der sich zwischen den Fingern ganz leicht auflöst. Während des Reibens thut man dazu eine Kleinigkeit von Benzoeöl; ferner etwas vom allerbesten Olivenöl. Schließlich lauu man noch einige Tropfen Rosenöl oder Bittermandelöl, oder von irgend einem beliebigen Parfüm hinzusetzen. Die Salbe sicut anseherndlich opettlich aus und muß sich sehr leicht auflösen. Man bewahre sie in einem verschlossenen Topfchen auf, da sie sich an der Luft leicht verhärtet. Mit dieser Salbe reibe oder bestreibe dein Gesicht oder Hände ziemlich dick und laße dieselbe eintragsamer trocknen werden. Dann reibe man die Salbe mit den Fingern von der Haut ab, die dadurch anseherndlich rein, angenehm weiß und ganz wie Seife eruchtet. Man kann sich die Salbe auch Abends einreiben, wenn man die durch das Trocknen entstehende Spannung nicht läßt finden. Am Morgen wusch sich die trockene Salbe leicht mit Wasser ab. Will eine Dame dies Mittel gegen Hautjucken, zum Beispiel auf der Stirn gebrauchen, so muß man die Salbe ohne viel Del bereiten, sie am Abend ziemlich dick auftragen und sich durch die dadurch erzeugte Spannung nicht beirren lassen, denn diese ist eben zur Glättung der Haut nöthig. Aber „sündlicher Mißbrauch“ — das heißt fortwährender Gebrauch, hat zur Folge, daß sie die Haut zu sehr austrocknet.“

Sollten nun unsere schönen Leserinnen der Diana von Poitiers und der Katharina von Medici nachsehen wollen, so glauben wir hiermit das Uebrigste zur Verfertigung unserer lieben Mitbürgerinnen gesagt zu haben.

Lustige Gese.

* Spießerl. A.: In meinem Garten haben wir einen Baum, der ist so hoch, daß man fünf Stunden braucht, um bis auf den Astel zu gelangen. B.: Das ist noch gar nichts; wir haben bei uns einen Baum, der ist so hoch, daß zwei Maa und ein Gange nöthig sind, um bloß hinaufzuheben. Einer sieht hinauf, bis er müde wird, und der andere sieht dann fort, wo der erste liegen geblieben ist!

* Noch mehr. Sie haben also ein Erbschen mitgenommen? Da haben Sie wohl eine schöne Angst ausgestanden? — Allerdings, aber die Erbe lebt noch weit mehr, als ich!

* Immer poetisch. Galt: Donnerwetter, sind Ihre belegten Butterbrotte oder kein. — Wäh: Die's ist im Grunde leicht: „Kein aber nichtig!“

* Blegt so drin. — Ah, mein Mann ist gar nicht so, wie ich möchte; er giebt mit z. B. den Nichtigkeiten, wenn er ins Geschäft geht, immer so flüchtig. — Na, weist Tu, dafür ist er eben Kassirer.

Kunde-Mandeln. Auflösung des 362. Preisräthfels: „Der, das Verdienst.“ Wichtige Lösungen gingen ein 78. Die Gesamtzahl der Einbringungen betrug 84. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: G. Hiemann, Frau A. Winkler, Ehe-Präsidentin Elisabeth Wang, Frau Lehmann, Edward Anhorn, Frau Marianne Albrecht, Fritz Köber, Karl Gierke, Maria Engel, Frau Schmidt, A. Reibsch, Franz Werner, Herrn. Schröder, Marg. Gehran, Ernsth. Math. Baccorot, Wilh. Reichel, A. Büttner, G. Engel, Hermann Marich, Johann Küpp, Ernst Schulze, Otto Reine, Albert Hindorf, G. Straube, Fr. Grenzschäfer, Alb. Büttich, Kuyberg, Wilh. Ademann, Frau M. Dehler, A. Bach, G. Schöpe, Otto Sparr, Anna E., Fr. Schöpe, Fr. Hiemann, Fritz Schulz, Friedrich Reuss, L. Weber, Otto Schröder, L. Ulrich, Helene Strich, Paul Meinicke, Fr. Selke, M. Jentich, Selig Spawatz, Hugo Schröder, Wilhelm Meyer, Frau L. Kerner, Hedwig Geiger, Dora Kober, D. Graf, S. Jelle.

von auswärtig von: H. Hiemann, Anna Bähr, Elisabethen, Friedr. Gnaßner, Elisabethen, M. Wagner, Kapellmeister, Martin Schäfer, Emil Regeuer, Alfred Engelke, Ad. Müller, Anton Weber, Albert Kemmer, A. Geuer, Anna Halpantien, Alfred Brünner, M. Hupz, Christelheime, Bent Kolhof, Agnes Hilpert, Heintze, Wilh. Köpfe, Bitterfeld, S. Schmidt, Rehe, Weisberg, Frau A. Brandt, Vertha Gufft, Landsberg, S. Hiemann, Wilh. Jentich, Künzelein, Frau Helene Müller, Elisabeth, Franz Willmann, Schöneberg, Wilh. Küßner, Hiltz, Kammendorf, Franziska Guban, Schöneberg, G. Thermann, Köhnig.

Preis: Aelter Berge und durer Chäler, Landschaftsbilder von Gskar Hörs aufstell auf Selby Schwarz, hier.

363. Preisräthfel.

Auf Deinem Pilgergang durch's Leben Begleitest Dich das rote Paar. Mit rothem Glanz es zu umgeben Reichelt Dein Dämon wunderbar. Doch geht's, wie's immer geht auf Erden: So maglich auch die ersten Aere. Sie waren manchmal doch Beschwerden Und gern wüßst Du von ihnen frei. Da hängt der Dritte Dir das Gange, Das Dich zum ersten Paar befreit, Bis dies, umstrahlt von neuem Glanze Sich wieder Deinen Dienste wehrt.

Preis: Gotthes Laub, eleg. gebunden. Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abkommenssamtung vom laufenden Monat beigefügt ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger“ einzuliefern. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Jungen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abkommenssamtung eingebracht haben, wollen bei wiederholten Einbringungen dies gefl. der Kontrolle halber angeben.

Staufgabe.

(a b c d die vier Farben: A W; K König; D Dame, Ober; B Lute Kengel, Unter; V M H die drei Spieler).

V (der Spieler in Vorhand) verteil auf folgende Karte ein Großspiel:

b, dB; aA; bA, 10, D; dA, 10, D, 7.



Krauzweil. Bique-Dame, Carr.-Dade, Treff-20, Pique-25, Pique-30, Bique-Dame, Carr.-20, Carr.-25, Carr.-Dame, Carr.-Zehen. Das d-Symbol ist natürlich sicherer gewonnen, aber M hatte bis a-Symbol geriet. H hat nur 12 Augen in der Karte mit fünf Zungen. M hätte kein a-Spiel mit Schinder gewonnen, da die Gegner nur 23 kommen könnten. Wie war die Kartenverteilung und Gang des Spieles.

Lösung der Staufgabe aus Nr. 23. Karte-Verteilung: S. cB, a10, K, 9, 7; b9, 7; c9, 8, 7. M. a, bB, aA, D, 8; bA, 10, cA, 10; dA, 9, 8; bK, D, 9; cD, d10, D, 9, 8, 7. Stat: cK, aK.

Spil: 1. B. aK, aA, dB (-17). — 2. S. dD, cB, dA (-16). 3. S. b7, bA, b8. M bleibt am Tisch bis: 9. M. a8, d10, a9 (-10). — 10. S. a10, aD, bK (-17).

Halle'sche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 25 Halle a. S., den 19. Juni 1898.

Die offene Thüre.*

Stilze von Maria Janitschek.

Die letzten Schollen waren auf den Saarg gelassen. Der Todengräber nahm den Spaten zur Hand. Theresie schritt langsam dem Friedhofshore zu, sie hatte hier nichts mehr zu suchen, sie sah sich nach den paar Leuten um, die der Mutter zum Grabe gefolgt waren. Draußen schon weit vorn Kirchhof lag sie tiefeinein. Es war zur Grubezeit und Alle hatten die Hände voll zu thun. Nur die Iyren gingen fest und kühl herab, als ob etwas von der Hölle des Begräbnis, den sie in den Saarg geteilt, an ihnen haften geblieben wäre. Sie kniete das Kopflich, das ihr in die Stirne gerastet war, an deren Ende sie wachte. Doppelt so breit und lang als sonst, erschien sie ihr. Doppelt so einjam. Und der Himmel? Wie weit, wie fern, wie schweigsam! ... Ein Gesicht tröstlicher Verlassensheit überkam sie.

Es war ihr nie recht bewußt geworden, daß ihr das alte, verschrumpte Weibchen so gar so viel gewesen war. Sie Beide in der wüstenigen Hütte Tag für Tag bekommen, ihre kleinen Sorgen und Kümmernisse miteinander theilend, sich janzend und wieder verschöndend, hatten nie an ein Ende dieses Bestimmens gedacht. Vor vielen, vielen Jahren hatte das Leben der Mutter eine schwere Wurde geschlagen. Auch der Tochter war es nicht gnädig gewesen. Da war sie aus der Stadt, in der sie diente, hinaus zu der Mutter gekommen, die sie verlor, die das Gleiche wie sie gelitten hatte. Zwei waren wohl böse Worte zwischen ihnen gefallen, aber hernach, als sie einander in die verwinten Augen blickten, war alles Jörn geschwunden, und sie waren sich Alles geworden, noch zwei Wunden, die am Kreuzweg des Lebens vor demselben Stationen hatten, einander werden können.

Sie schloß eine Hütte, ein Gärthchen, eine Kuh, mehr bedurften sie nicht zum Lebensunterhalt. So schloffen sie ihre Thüre ab und wurden Sonderlinge, die sich um Niemand kümmerten und um die sich Niemand kümmerte. Die Räume blühten und verloren die Wälder, die Kinder wuchsen heran, heiratheten, bekamen wieder Kinder und wurden auf dem Friedhof unter den uralten Kiefern begraben. Sie, hinter ihren wüstenigen, halbblinden Fensterheben wachten von Allen nichts. Dann und wann gingen sie nach der Kirche, dann lagte der Krämer an der Erde: „Es wird schon Wetter, die Gschwandner Weibte sein herauskommen.“

Und nun? Theresie hielt vor ihrer Hütte an. Das Fenster stand geöffnet, hell langes, langer Zeit zum ersten Mal. Sie blinnte in die Stube hinein. Die Wände ihr ein unendlich weiter Raum zu sein. So weit und leer, daß sich ihr armes Herz dortinnen verlieren und nicht wieder finden konnte. Sonst war ihr die hier so groß vorgekommen. Das Bauwerk in der Erde stand lauber genährt in unheimlicher Breite da. Und in der Mitte der Stube lag die beiden Holzstühle, auf denen der Saarg gelassen hatte. Und um jedes Ding ein großer leerer Raum, um jedes Ding eine besondere Stille. Gott erbarme Dich! Theresie legte die stöckelnden Hände auf die Brust. Und so lag es von außen aus, wie mochte es erst sein, wenn man drinnen lag und nichts als den Holzstamm pochen hörte. Sie trat in den Küchenraum, von wo aus man in die Stube gelangte. Das Feuer auf dem weiten schwarzen Heud

war ausgelöscht, das Brot sah verrottet aus dem geöffneten Küchenschrank, und in der alten blauebelimten Tasse der Mutter war der Lieberst Milch zu Käse geworden. „Mei Mutter, jetzt brummt nimmer, doch ichs Gichtir mit gleich rein machen ihu!“

Theresie sank auf die Holzbank am Heud und legte das Gesicht in die Hände. Und es war ganz still um sie, und unbeweglich. So still, daß sie ihr eigenes Herz in der Brust klammern hörte. Aber war das nur ein mechanisches Klammern, wie es der Kreislauf des Blutes veranlaßt, oder waren es nicht vielmehr Klammern, die zu ihr redeten? Sie horchte in sich hinein. Sie dachte und herzte und machte ein ganz verwundertes Gesicht. Aber von der Stelle rührte sie sich nicht. Es vergingen Minuten, Viertelstunden, Stunden. Von draußen ließ sich nichts hören, kein Ton, kein Laut. Sie sah auf derselben Stelle, auf der alten Holzbank vorn ausgelöschten Herdfeuer. Und so würde sie sitzen, heute, morgen, übermorgen. Und die Stille würde immer stiller werden, noch stiller, wenn der finstere Winter die Sonne verdeckte! Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken und sah mit stieren Augen auf die zwei Holzstühle in der Stube vor sich. Da wurde das Heuch in ihr ein Wehlein, ein Schreien. Halb unbewußt, was sie beginnt, folgt sie ihm, erhebt sich und öffnet die Thüre, die hinaus in das Gschlein führt. Nur ganz wenig, nur ein Spaltchen. Sie geht weiter und weiter auf. Der Wind hat sich in das winnige Holzwerk verfangen und drängt dagegen. Man sieht sie ganz offen, ganz weit offen. Theresie blinzt halb erschrocken, halb erwartungsvoll hin.

Einige Zeit vertritt, dann schiebt sich ein blondes Mädchen herein. Das Mammel vom Richter drüben. Das Mammel hat kein Damm in Mund und blickt schon herein. Sein Kopf, nicht bider als ein Hottenschnitzlein, ist voll kleiner, grüner Wälzchen. Theresie sieht die ängstlichen Kinderaugen mit einem Ansdruß hereinblicken, als ob sie fürchtigen, ein Verbrechen zu begehen. „Mammel, was thust?“ jagte sie so laut wie möglich. Das Mammel blickte noch erschauerter, dann lächelt es leichtfertig über sein ganzes Hottenschnitzlein hin. „Na.“ Die kleinste niederen ständigen Fäße thut einen Schritt näher. „Komm nun herein, Mammel, launst schon herbeikommen.“ Auf einmal befindet sich das Mammel zwischen Theresies Armen. Wo is denn die Mutter? „Trennd einführ.“ Und der Vater? „Der ar.“ „Bist ganz alleinig?“ Das Hottenschnitzlein nickt. „Blüßlich sieht Mammel vor dem Hottenschnitzlein, neht den Fingerring mit dem rothen Ringlein und sührt liebsvoll über das Brot. „Hst Hunger, Mammel?“ Ein verchämtes Ja. Theresie scheidet ein stichtiges Stik Brot ab und reißt es der kleinste, die mit leuchtenden Augen hineinbeißt.

„Gräß Gott, Frau! Ein armer Handwerksbursch ist recht schon bitten ...“ Unter der Thür steht ein junger Gehele mit einem Mängel auf dem Rücken. Er sieht nach Hunger und Müdigkeit aus. Theresie läßt dem ersten, das zweite Stück Brot folgen. „Is es erlaubt, hier ein bißl zu raiken?“ „Nikt.“ Er löst sich auf die Thürschwelle nieder. Sie holt ihn einen Trunk Milch zum Brot und legt sich neben ihn hin. Er erzählet von der Herne, aus der er gekommen ist. Mammel hat es sich auf Theresies Schoß bequem gemacht und horcht zu. Ein further schüchtere Wind streicht von den Felsen herüber. Der Bursche atmet erleichtert auf, das Kind lachet, und Theresie wird ganz wunderbar zu Muth.

Argendwo beginnt ein Gschleien zu klären, Ferkelsteden. Die Leute stehen von der Arbeit zurück. „I hauf auch schön“, sagt Mammel's Mutter zu Theresie und schaut sie mit heimlicher

* Entnommen dem „Praktischen Bauspinner“, Würzburg, einer vieljährigen Familienzeitung (Abonnement 30 Pf. vierteljährlich).



Bewunderung an. Der Wunsch drückt ihr mit einem Gebetsgott die Hand und geht. Sie blüht ihm nach, sie erwidert das Größt Gott einiger Nachbarn, die vorher kommen.

Später als sonst kommt es an diesem gefährlichsten Abend dazu ihr Bett aufzulassen. Es ist ihr so sonderbar leicht und jung zu Muth. — Witten in der Nacht erwacht sie, steht auf, geht hinaus, zieht den plumpen Holzriegel zurück und öffnet... In taubensfüßigem Sternenglanz steht die Liebe auf der Schwelle und breitet ihr die Arme entgegen. Ich will Feuer auf Deinem Herd anzünden und die Leere Deiner Stube ausfüllen. Verlasse ich nur Deine Thüre nicht!...

Eine Kinderrevolution vor 50 Jahren. Von N. S. Hochl.

Jedermann, der das Jahr 1848 mit erlebt, weiß, wie damals die revolutionäre Bewegung — ob verstanden oder unverständlich — in den Köpfen pulste. Es gab im Deutschen Reich wohl keine Stadt, und sei sie noch so klein, in welcher nicht einige Geisteskranke sich fanden, die versuchten, „mitzumachen“. Auch in meiner Vaterstadt, einer kleinen Stadt Preußens, fanden sich solche. Und als eines Tages ein Haufen ungründlicher oder aufgewiegelter Burischen mit Knien und Pfifen, wozu einer mit einer schwarz-roth-goldenen Fahne, zum Hauptführer der Stadt einbogen, schlossen sich ihnen die Revolutionsbedürftigen an. Man durchzog lärmend, jubelnd und schreiend die Straßen, plünderte einige Häuser- und Fleischläden, schlug einige Fenster ein, betrauf sich und ließ sich dann ohne Gegenwehr zur Ruhe bringen. Die friedlichen Bürger schlossen sich nachdem sie sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, zusammen und berieten, wie dem künftig vorzubehalten ist, und wenn auch noch einige Straßenaufmärsche nachfolgen, so verlief doch hier die Revolution so zu sagen in Sande. Die besseren Elemente genannen die Oberhand, und der Zwiespalt wurde beigelegt.

Wer aber das meiste Unheil dabei gewonnen hatte, das war die Straßengend: Kinder aller Altersklassen, welche dem eigenartigen Schimpel — für sie war es ein solches — mit Interesse gefolgt waren. Während die ehrbaren Bürger und Bürgerinnen sich fein sitt- oder juristisch hinter Schloß und Riegel verknagten hatten und sich nicht auf die Straße wagten, waren sie, aus der Schule heimgeführt, den Anführern, wenn auch nur von ferne, gefolgt, hatten, ohne zu wissen warum, wader mitgejohlt und mitgeschrien, mit „Revolution gemacht“. — Die ärgsten Waidelsführer, die einige Worte der Anführer aufgeschnappt und sich zu Ruhe gemacht hatten, spielten sich als Helden auf, marschierten mit Fahnen, Säcken und Stangen durch die Straßen, redeten von Barrikadenbau u. dgl. m. Ergriffen der Volkshülfe, der einzige des Drees, so wußten sie ihn so lange zu foppen und zu narren, bis er von ihnen abließ. Immer blieben sie die Herren der Situation. Das ging eine gute Weile so fort, bis endlich die Väter der Stadt, des Aufjags müde, beschloßen, endlich einzuschreiten. Der arme Heldenhülfe hatte keinen „so viel auf seinem Haupte“, daß er Tag und Nacht nicht mehr zur Ruhe kam, und daß der Magistrat sich genötigt sah, einen zweiten Diener der Gerechtigkeit anzustellen.

Einige Einperzungen schienen nimmehr die Ruhe wieder herzustellen; aber es war die Stille vor dem Sturm. Denn nun beschloßen sich die Väter der Ertrappen, darüber empört, daß gerade ihren Erpöhlungen solches getrieben wurde, daß auch andere, und zwar Söhne der Stadtväter, mit theilgenommen hätten. Das ergab ein großes Demonstrationentum, und man beschloß, noch einmal Gnade für Nicht gegeben zu lassen und allgemeine Anstalten anzubringen. Die Delinquenten aber wurden endlich ermahnt und auf die verheißene Schulstude verwiesen.

Fortan begann in der Stadtschule der Prügel zu regieren. Alle sollen Strafen und harten Neden in wie außerhalb der Schule lassen ohne Erbarmen von den Schreien ausgehört werden. Die armen Lehrer! wie beehrtrachtigte das ihre Würde und ihren Frieden! waren sie doch bald den Schülern eben so verhasst, wie weisand Magistrat und Volksgel. Sie verachteten in der Schule mehr Zeit mit Strafen, als mit Lehren und mühten es sich ebenfalls lassen gefossen, mit allerlei „Schimpfnumern“ belegt zu werden. Kein Wunder, daß auch sie aufwühlig wurden und sich bei der Verböde beklagten.

Da war guter Rath theuer, denn die D'sche Straßengend war schon weit und breit berüchtigt. Es verging ja fast kein Tag, an dem nicht hier Bäume abgebrochen, dort Bänke umgeworfen, Hausstühren beschmetzt, Fensterläden aus den Angeln gehoben, Fenster eingeworfen waren u. s. w. Es war in der That hohe Zeit, Abhülfe zu schaffen.

Nun erfolgten Verbote über Verbote, scharfe Verordnungen aller Art. Der Ausrücker konnte kaum zu Atem kommen über all dem, was sich zugetragen hatte, und was sich zugetragen könnte, und mit Verprechen von Belohnungen für die, welcher Anzeige erstatten würde, so daß der Härtler zu belangen sei. Sobald an einer Straßenecke sein: „S wird bela — anant gemacht!“ erkohlt, versammelte sich um ihn die Jugend mit allen Anzeichen des Jöhnes. Aber bald sollte sie merken, daß nun wirklich Ernst gemacht würde. Einige auf früherer Dhat Ertrappe wanderten in den Gefangenenhurm, und die Eltern wurden hune, daß aus ausgelassenen, ungeböranten Kindern leicht Landfriede, Korvetten- und Zuchthäuser werden könnten. Das wußte mehr als Drohung und Prögel.

Daß die Eltern es mit der Erziehung viel leichter haben, wenn Geleh, Schule und Haus Hand in Hand gehen, vermochte man noch nicht einzusehen, obwohl es einigen doch schon einzuleuchten begann, daß Beispiel viel mehr wirkt, als Wort und Stof. Denn wodurch war den Pröhlhären der Schnabel gewöhnen? doch nur durch die klugen Meinungen der Väter. — Wie die Alten jagen, so zwitscherten die Jungen! und nicht nur die Jungen mündlichen Geschlechts, auch die Mädchen thaten weßlich mit, weil nichts so sehr ansteht, als — Ungebundenheit. Aber nun sollte ihnen die Freiheit beschnitten werden. Man wollte sie durch Zucht zur Sittsamkeit zwingen. Das gab harten Kampf hüben und dröben!

Mancher Familienrath wurde abgehalten, und manche Ermahnung folgte. Wie ein Bann lag es auf allen Gemüthern! In Haus und in Gesellschaft die gleiche Klage, die gleiche Plage! Kein Wunder, daß die geistlosen, erwachsenen Mädchen, die unter der Rudellosigkeit und Abhöfheit der Straßengenden erst zu leiden gehabt, es sich auch zu Herzen nahmen. Auch sie berietten in ihrem Kränzchen, was sie wohl thun könnten, um reformiren zu helfen.

Da kam eine Lehrerin aus den Gedanken: „Wie wär's, wenn wir uns zu einem Verein zusammenfänden und uns die Aufgabe stellten, die unbeaufsichtigt gelassenen Kinder der Arbeiterfamilien zu überwachen, damit sie keine Landfriede, sondern tüchtige Menschen werden?“ Und so geschah's. Es wurde ein Jungfrauenverein gegründet, der sich die Pflege und Erziehung der Kinder zur Aufgabe machte. Jeden Monat fand eine Sitzung statt, später alle vierzehn Tage eine, denn es gab viel zu berathen und zu erwägen. Nicht alle Pflegerinnen erwiesen sich als bild- und leutlich. Einige machten sogar viel Noth und Wehe, und mancher Herzenskummer stellte sich ein. Auch die materiellen Sorgen ließen nicht aus. Hier war ein Paar Schuhe zu beschaffen, dort fehlte es an dem Allernöthigsten: an der richtigen Ernährung und Heiligkeit — gena, die Mittel fehlten — es galt Ausbäße erinnen. Bald wurde eine Verordlung veranfaßt, dann eine Aufführung auf lebenden Bildern u. s., und als alles nicht ausreichte, wurde eine Petition um Unterstützung an den wohlthätigen Frauenverein e-laffen.

Da dieser mit den Fortschritten der Jünglinge zufrieden war, verfaßte er dem Jungfrauenverein seine Anerkennung nicht, so er gewählte sogar einer Delegationen Sitz und Stimme in seinen Versammlungen und gab jährlich einen beträchtlichen Zuschuß aus seiner Kasse. Das verlich den Jaghaften Muth und Hoffnung und war allen ein Ansporn zu freudigem Schaffen. Dabei gediehen die Kinder am besten. Auch sie feierten ihre Feste. Kein's war ihnen lieber als das Zufest unter dem lichterhellten Weihnachtsbaum! — Als sie heranwuchsen und sich anmaßten beim Verlassen der Schule einen Dienst anzunehmen, sorgten ihre Pflegerinnen auch für den Konsumtionsanhang und für die letzte Ausstattung. Hatte damit auch die leibliche Pflege auf, so blieb doch das geistige Wand fortbestehen. Und es hat alle Stämme und Zeiten überdauert.

Das Neueste aus Malaria.

Die interessanten Nachrichten aus dem Goldlande an Jukenther treffen in letzter Zeit wieder recht zahlreich ein. Viele Goldgräber und auch Leute, die dort auf andere Weise während des vergangenen Winters ihr Schicksal in ein Trodene gebracht haben, leben jetzt zu Tuzenden in die Heimat zurück und werden nicht müde, von den Wunderdingen zu berichten, die sie erlebt und gesehen haben. Unter den Wändlichen, die kaum mit dem Wöthigsten versehen nach Moska kamen und jetzt als halbe Kröbische bei den Jhren angelangt sind, befindet sich auch eine etwa 40jährige Frau, die noch vor zwei Jahren als Köchin eines kleinen Hotels in Schwetf ihr Angehöriges ihr Brot verdienen mußte. Diese Frau war aber von einem Verwandten überredet worden, die Reise in das Bauerland des Wödes mitzumachen und um dort nicht zu sehr von Langeweile geplagt zu werden, nahm sie sich einen großen Kasten Wöle mit, von der sie Strümpfe stricken wollte. Wie viel ihr die Idee einbringen würde, hatte die gute Frau sicher nicht geahnt. Als es ruckbar wurde, daß man bei Frau Nordert jöhne warme Strümpfe bekommen würde, wurde sie mit Aufträgen überhäuft und bald hat sie weiter nichts als stricken. Für jedes Paar Strümpfe zahlten die ersten Expeditionen laute Tuzenden 80 bis 100 Mark, und von den letzten Expeditionen laute Tuz. Nordert einen Streifen Land, den sie in kurzer Zeit wieder für das Jöhnache los wurde. Mit ihrem durch derartige Wöle bedeutend vergrößerten Kapital etablierte sie sich dann in Dawson City als Goldbetriberin und ließ sich außerdem in ver-

Robert Koch über die Malaria.

In der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Colonialgesellschaft hat Herr Geheimrer Medicinalrath Prof. Robert Koch einen zweifündigen Vortrag über Tropenhygiene, insbesondere über die Malaria gehalten. Anfang und Ende der Tropenhygiene bildet nach der Ansicht des Vortragenden die Erforschung des Wesens des eigentlichen Tropenfiebers der Malaria, die Erforschung der Art und Weise ihrer Verbreitung, die Auffindung von Mitteln, welche die Verbreitung dieser Krankheit zu hindern vermögen, ferner die richtige Anwendung des spezifischen Heilmittels, des Chinins. Von dem Gelingen dieser Aufgabe hängt die Zukunft

der tropischen Colonien und ihre Entfödelung ab. Am Eingange seines Vortrages erörterte Prof. Koch die eigenthümliche Stellung des Tropenfiebers zur eigentlichen Tropenmalaria; er legte die Bedeutung der Entdeckung Emmit's dar, welcher den dieser Krankheit eigenen Parasiten zuerst auffand. Er wußte jöhann den Zusammenhang dieser Erkrankung mit dem gleichzeitigen Auftreten von Fieber an, in denen man die Vermittler der Verbreitung des Krankheitserregers sehen mußte. Sodann gedachte der Redner des „Schwarzwasserfiebers“, das seiner feiner Meinung nach aus dem Weiche der Malariaerkrankungen ausgegliedert werden mußte.

Das nun die eigentliche Tropenmalaria, das echte Tropenfieber anlangte, dem in gewissen Tropengebieten jedebde Klasse, jedebder Stand preisgegeben sei, so beruhte sie auf der Anwesenheit eines ganz charakteristischen Parasiten, der durch Chinin allerdings nicht getödtet, wohl aber in seiner Entwicklung gehindert werde. Von der auch bei uns und namentlich in den Mittelmeerländern vorkommenden Malaria unterschied sich die Tropenmalaria durch die Art und die Heftigkeit der Anfälle, die ungenen nicht auf einander folgen. In aufgeführten Curven wies der Vortragende den Verlauf der einzelnen Anfälle auf. Nach den Erfahrungen des Redners ist eine Doreidung von je einem Gramm Chinin jeden fünften Tag — und dies einige Wochen fortgesetzt — hinreichend, um Malaria zu beseitigen. Von einer Immunität, von einer Unempfindlichkeit gegen den Angriff durch das Malaria-parasiten, ist der Redner völlig überzeugt. Aber eine Malaria-erkrankung öhne Chinin-Darreichung, der ist gegen die schädigenden Einwirkungen des Malariaparasiten fernerhin gefest. Aber auch von der Möglichkeit einer nach Art der Potenzenumgebung hervorzutretenden künstlichen Immunität gegen die Malaria ist der Redner überzeugt — wenigleich der Weg zu diesem Ziele noch ein sehr weiter ist. Gegen die Verbreitung des Krankheits-erregers durch den Umweg des Wassers oder der Luft erklärt sich Koch aus Gründen, die er nach derichtig, Wohl aber sprach er sich mit aller Entschiedenheit für die Verbreitung des Malaria-trägers durch bluttragende Insekten, vor allem durch die Anopheles aus. Das Mosquitoneß ist daher als wirksamer Schutz zu empfehlen. Bemerkenswerth ist ferner, daß mit einer bestimmten Bodenberührung über dem Meere — etwa 1200 Meter — mit dem Beginnen dieser Anfälle auch die Malaria aufhöre. Die Negler haben den Zusammenhang dieser Krankheit mit dem Auftreten der bluttragenden Insekten stets bemerkt. So wichtig die Trockenlegung von Sümpfen, die Anpflanzung von gewissen Baumarten auch immer sein mag, wichtiger als Alles ist nach der Ansicht Kochs eine sorgfältig durchgeführte Tropenhygiene, die vornehmlich in der Vereinfachung ausreichender ärztlicher Kräfte und in der Errichtung gesundheitsförderlicher Wohnungen besteht, in denen erhaltungsgemäß auch Mosquitos nicht vorzukommen pflegen. Der Vortragende schloß mit der generalisierenden Versicherung, daß es möglich sein werde, die Tropenmalaria zu überwinden, und er forderte dazu auf, zu ihrer Bekämpfung öffentliche Kräfte aufzubringen, wie zur Erforschung der Nordpol- und Eödpolar-Regionen oder zur Lösung von allerhand Tiefseeproblemen.

Das Geheimniß der ewigen Jugend.

Als eine der begabtesten Frauen gilt — so schreibt der H-Witwenbeter des „B. V.-A.“ — nach heute die Diana von Wolfers, die von ihrem Gergensverleben König Heinrich II. von Frankreich vor 50 Jahren zur Herzogin von Valentinois erhobene Schönheit. Noch in ihrem 80. Jahre ist sie etwas Wödhisches an sich gehabt und herrlich zu Werke gefahren haben. Vor Allem bewunderte man an ihr noch im hohen Alter die Glätte der Haut. Die Zeitgenossen sagten von ihr, sie besäße das Geheimniß konstantester Schönheitmittel, Abergläubige oder Nebenbuhler beschuldigten sie sogar eines Bündnisses mit dem Teufel, der für die wundergeliche Bewahrung ihrer Schönheit einft ihre Seele in Empfang nehme würde. Welches war nun ihr Geheimniß? Niemand erfuhr es aus ihrem Munde. Ihr Parfümer, der Apotheker Dubard, wußte es, aber bei ihren Bekannten hielt er seinen Mund. Erst nach ihrem Tode gab Dubard folgende Erklärung: „Ich, Dubard, Apotheker, Wundarzt und Parfümer, erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen und in treuer Erinnerung an meine geliebte Belebterin, Madame Diana von Wolfers, Herzogin von Valentinois,

schöne glückliche Spekulationen ein. Ohne jemals einen Spaten zum Goldgraben angefaßt zu haben, ist die Gschöln heute im Besitz von lauten 400 000 Mark. Ein junger Mann, der zu Anfang des vorigen Jahres von den Vermödis-Juveln nach Mondsche gekommen war, um sein Glück zu machen, entredte bald nach seiner Ankunft, daß in der vielgerühmten Gegend kein einziges Exemplar seiner heimathlichen Lieblingsfrucht — der Zwiebel — aufzutreiben war. Ohne sich lange zu besinnen, nahm er sein letztes Geld, lehrte wieder um und kam mit einer großen Ladung Zwiebeln zum zweiten Male nach dem Lande seiner Schölnheit, und die Voraussetzung, daß die Leute — einmal auf den Geschmack gekommen — ihm schon seine Waare abkaufen würden, war seine letzte Gewohnheit. Ehe noch zwei Monate um waren, hatte er seinen großen Vorrath verfaßt und dafür ein kleines Vermögen eingehandelt. Es könnten noch zahlreichere Beispiele angeführt werden, wie Einmünder, die den Aufstiegsung des Goldgrubens nicht gewöhnen waren, durch irgend eine gute Idee schnell und mühelos zu ansehnlichem Reichthum gelangt sind. Natürlich ist das auf derartige Weise erworbene Vermögen nicht annähernd zu vergleichen mit den enormen Schätzen, die eine große Anzahl stolzer Goldgräber aus dem Eöphoge der starken Erde erbeuteten. Da ist manch Einer in wenigen Wochen zum Millionär geworden. Wenn man aber die Wohnungen oder vielmehr Befestigungen dieser neuemillionen Millonäre näher in Augenschein nimmt, so muß man unwillkürlich lächeln über den schroffen Gegenst, in welchem diese zu dem kolossalen Reichthum ihrer Bewohner stehen. Da ist zum Beispiel George Ward zu nennen, der aller Wahrscheinlichkeit nach der reichste Mann der City ist und jeder Zeit einen Credit für eine Million Dollars ausstreichen könnte, ohne den Verlust auch nur zu merken. Dieser Rabob haust in einer Art Schuppen, den man kaum einen Funde zur dauernden Wohnung annehmen würde. Die elende Stube besteht aus einem einzigen Raum aus dem gehauenen Kläßen; die Wände sind innen und außen mit Schmutz bestreicht, der die Stelle des Märtels betreibt und einer Deckung von zwei Fuß Breite hat man den Namen Fenster beigelegt. Hier ist der „Millionengraber“ während des letzten Winters die endlos langen Tage, Wochen und Monate hindurch und zwar meist im Dunkeln, da Licht in Mondsche eine sehr kostspielige Sache ist. Ein anderer Goldgräber lebt wie ein Bettler in der Gesellschaft von einer Vierteltonne Goldstaub. Barney Mann hat das edle Metall in leeren Decken, alten Schuhen und Topfchen im Innern seiner armeneligen Stube verborgen; er wagt es nicht, auf kurze Zeit fortzugehen, um seinen Reichthum in einer Bank zu deponiren, aus Furcht, daß er fruchtlos seinen „Galm“ verlieren könne. Wohl abschredender als die höchst mangelhaften Wohnungsverhältnisse in dem unirthlichen Norden des fremden Erdtheils dürfte auf goldblühende Menschenländer die Schilderung wirken, die ein finglich zurückgekehrter Goldgräber von den schrecklichen Leiden, Entsetzungen und Hoffnungen entwirft, denen die Reisenden ausgesetzt sind, ehe sie noch bis an die Grenze des Torados gelangen. Auf seinem Wege von Dawson bis Dena begegneten dem Mann mindestens 15 000 Menschen, die unter unglücklichen Strapazen das Land ihrer Träume zu erreichen suchten. Viele der Leute befanden sich in einem entsetzlichen Zustande, der es als eine Unmöglichkeit erachtet ist, daß sie das Ziel ihrer Reise leben erreicht. Tausende litten unbeschreiblich an Ertorben und Frostbeulen, und verschiedene staltliche junge Frauen mußten nach Dena zurückgebracht werden, um sich erkrankene Gliedmaßen amputiren zu lassen.

Das Geheimniß der ewigen Jugend.

Als eine der begabtesten Frauen gilt — so schreibt der H-Witwenbeter des „B. V.-A.“ — nach heute die Diana von Wolfers, die von ihrem Gergensverleben König Heinrich II. von Frankreich vor 50 Jahren zur Herzogin von Valentinois erhobene Schönheit. Noch in ihrem 80. Jahre ist sie etwas Wödhisches an sich gehabt und herrlich zu Werke gefahren haben. Vor Allem bewunderte man an ihr noch im hohen Alter die Glätte der Haut. Die Zeitgenossen sagten von ihr, sie besäße das Geheimniß konstantester Schönheitmittel, Abergläubige oder Nebenbuhler beschuldigten sie sogar eines Bündnisses mit dem Teufel, der für die wundergeliche Bewahrung ihrer Schönheit einft ihre Seele in Empfang nehme würde. Welches war nun ihr Geheimniß? Niemand erfuhr es aus ihrem Munde. Ihr Parfümer, der Apotheker Dubard, wußte es, aber bei ihren Bekannten hielt er seinen Mund. Erst nach ihrem Tode gab Dubard folgende Erklärung: „Ich, Dubard, Apotheker, Wundarzt und Parfümer, erkläre hiermit auf Ehre und Gewissen und in treuer Erinnerung an meine geliebte Belebterin, Madame Diana von Wolfers, Herzogin von Valentinois,

